



Wenn Sie diesen QR-Code mit einer App auf Ihrem Smartphone scannen, kommen Sie direkt auf unsere Website. Oder Sie gehen den ganz klassischen Weg und tippen die URL www.digitale-zukunft-koeln.de ein. Oder Sie suchen uns mit Hilfe einer Suchmaschine. :-)

WLAN, in München ist jeder, der will, in Sekundenschnelle mit dem sogenannten M-net verbunden, in Düsseldorf lässt die Wall AG seit September 2013 die freien Hotspots nur so aus dem Boden sprießen, und auch Köln hat sich anstecken lassen und öffnet sein Netz. Zum Weihnachtsmarkt hat der Kölner Netzanbieter NetCologne auf dem Roncalliplatz den ersten freien Hotspot errichtet. Seinem Beispiel sollen ab Frühjahr 2014 Heumarkt, Alter Markt, Heinrich-Böll-Platz und der Ottoplatz in Deutz folgen. Geschützt sind die Hotspots durch einen Registrierungsprozess mit Angabe des Namen, einer Mailadresse und der Zustimmung der Nutzungsbedingungen, der den Nutzer nicht lange aufhält, es dem Anbieter jedoch ermöglicht, Gesetzesverstöße schnell zurück zu verfolgen. Eine Entwicklung, die im europäischen Vergleich weniger fortschrittlich ist, als es auf den ersten Blick scheint. Wer in Städten wie Madrid, London oder Dublin in einen Nahverkehrsbus steigt, kann dort schon länger nach Herzenslust surfen und besonders im Baltikum und in Ost-Europa ist das Angebot freier Hotspots deutlich größer als im Westen. *Marie Neuhalfen*

P wie Predictive Policing

Was in Steven Spielbergs Science-Fiction-Thriller „Minority Report“ vor rund zehn Jahren noch als surreale Zukunftsvision daher kam, ist Alltag bei der Ermittlungsarbeit mancher Polizeibehörden. Allerdings weniger auf der Basis von Hellseherei als vielmehr anhand solider Computer-Technologie.

Die Küstenstadt Oakland im US Bundesstaat Kalifornien kämpft seit Jahren mit einer steigenden Kriminalitätsrate. 150 Straßenmorde jährlich sind selbst für eine Stadt mit knapp 400.000 Einwohnern eine alarmierende Zahl. Doch in wirtschaftlich schlechten Zeiten müssen nicht zuletzt die kommunalen Verwaltungen sparen, insbesondere beim Personal. Für den Kriminologen Zach Friend vom Santa Cruz Police Department ist dies eine unhaltbare Situation. Seine Dienststelle gehörte deshalb zu den ersten Polizeiverwaltungen in den Vereinigten Staaten, die die Software „predPol“ bei der präventiven Verbrechensbekämpfung einsetzte.

Predictive Policing hilft der Polizei vor allem, Ressourcen zu sparen. Die Software predPol visuali-

siert potentielle Verbrechensorte, sogenannte Hotspots. „Hotspots sind Gegenden, in denen sich kriminelle Aktivitäten konzentrieren“, erklärt Andrea Bertozzi, die an der Universität Kalifornien einen Lehrstuhl für Mathematik innehat und an der Entwicklung von predPol beteiligt war. Durch die Auswertung einer Unzahl von Statistiken und ortsbezogenen Informationen, darunter auch Wetter und Verkehrsaufkommen, simuliert predPol das Verhalten von möglichen Tätern in städtischen Brennpunkten. Durch die gezielte Präsenz an den Hotspots kam es in vielen Städten der USA insbesondere zu einem Rückgang der Drogen- und Bandenkriminalität. Grundsätzlich funktioniert Predictive Policing in allen Bereichen, in denen genügend Daten erhoben werden können.

In Deutschland wäre der kaum zu kontrollierende Umgang mit derart großen Datenmengen nach der derzeitigen Rechtslage kaum denkbar. Erst im März 2010 hat das Bundesverfassungsgericht die Vorratsdatenspeicherung für grundgesetzwidrig erklärt, da etwa „die anlasslose Speicherung von Telekommunikationsverkehrsdaten geeignet“ sei, „ein diffus bedrohliches Gefühl des Beobachtetseins hervorzurufen.“

Dennoch hat auch die deutsche Polizei die neuen Möglichkeiten moderner Technologien erkannt. Offiziell bekannt ist die vom Bundeskriminalamt in Eigenregie entwickelte Inhaltliche Datenträgerauswertung (IDA), die bei polizeilichen Maßnahmen gesammelte Daten auswertet. Anders als das amerikanische predPol ist IDA nach Aussage des ehemaligen Parlamentarischen Staatssekretärs Christoph Bergner aber keine „rasternde Analysesoftware“. Laut einer Aussage des Berliner Innensenators Frank Henkel im P.M.-Magazin beobachtet die Polizei jedenfalls „die weitere Entwicklung im Bereich Predictive Policing mit großer Aufmerksamkeit“. *Jan Schlenker*

Q wie QR-Codes

Man sieht ihn auf Werbeplakaten, Flyern oder auch in Zeitungen – den Quick-Response-Code, besser bekannt als QR-Code. Die zweidimensionalen Strichcodes haben es mittlerweile sogar schon auf den einen oder anderen Grabstein geschafft.

Angefangen hat alles 1994 in Japan. Dort sollten QR-Codes dem Automobilzulieferer Denso Wave in der Logistik der Automobilproduktion dienen – mit ihrer Hilfe konnten mehr Informationen auf kleinerer Fläche untergebracht werden. Außerdem ließen sich die neuen Codes sogar dann scannen, wenn sie verschmutzt oder teilweise beschädigt waren. Einige Zeit später war der QR-Code auf Werbeplakaten nicht mehr wegzudenken.

Das zweifarbige Bild wird mit der Kamera des Smartphones oder Tablets eingefangen und von einer speziellen Lesesoftware verarbeitet. Es wird so beispielsweise möglich, Webadressen, Bilder, Videos oder Texte zu hinterlegen und jedem Interessenten in Sekundenschnelle zugänglich zu machen. In der Werbebranche werden QR-Codes benutzt, um Informationen an potentielle Käufer weiterzugeben. 2011 führte die „Welt kompakt“ als erste Zeitung QR-Codes ein, um auf ausführlichere Online-Informationen zu einzelnen Artikeln zu verweisen.

Für Medien-Gestalter Alexander Becker zählt nicht nur die Werbung zu den größten Einsatzbereichen, sondern auch der Kundenservice. „Manche Autohersteller drucken beispielsweise gar keine Bedienungsheftchen mehr, sondern verwenden auch hier die Codes, um den Kunden mehr Informationen bieten zu können.“ Generell kann man sagen, je größer die Codes sind, desto mehr Informationen können hinterlegt werden. „Für viel Text werden mehr Pixel Code benötigt. Entsprechend größer muss der QR-Code dargestellt werden.“ Er selbst hat schon eine ganze Wand mit einem einzigen QR-Code geschmückt. Auf eine witzige und ausgefallene Marketingstrategie kam Daniela Johannsenova, Inhaberin des Kölner Wollateliers „Maschenkunst“: Sie strickte einen überdimensional großen QR-Code und hing ihn in das Schaufenster ihres Geschäfts. Die Verlinkung führte auf das Blog und Online-Shopping-Angebot von „Maschenkunst“. Die Idee löste große Begeisterung aus und gewann nach kurzer Zeit die Aufmerksamkeit von Facebook, Twitter und Co.

Andreas Rosenkranz, Bildhauer- und Steinmetzmeister aus Köln, fräst QR-Codes in Grabsteine. Wird der Code eingescannt, so erscheint ein Text über den Verstorbenen, beispielsweise auf Wikipedia oder einer eigens eingerichteten Seite. Vor allem bei Urnenbestattungen ist dieses Zusatzangebot begehrt, denn „auf eine Urne passt ja nicht viel mehr als Name, Geburts- und Sterbedaten“. Die Anfragen für solche Grabmäler werden immer mehr, schließlich wird „in der heutigen Welt der Toten nicht mehr nur auf dem Friedhof gedacht – sondern eben auch immer mehr im Internet“.

Die Zukunft der QR-Codes sieht Experten zufolge leider nicht gerade rosig aus – Nachfolger aus dem Bereich der Augmented Reality, der computergestützten Erweiterung der Realitätswahrnehmung, stehen schon in den Startlöchern. *Anna Peter*